schmacklosigkeit kämpfen, in ein fremdes, süßes Zauberland, wo das Dornröschen Geschmack schlummert und sich wundert, daß der Prinz nicht kommt und es aus tiefem, tiefem Schlummer weckt.

Ich, lieber Herr von Weidman, es gibt Prinzen, denen das Geld fehlt, Dornröschen zu wecken, ich versichere Sie, seit ich Ihr Geschäftshaus durchwandelt, denke ich über die — Kleptomanen juristisch weit milder. Zwar jene Laien, in denen einige wohlbeleibte Zeitgenossen ihr Junggesellenheim ausschlagen können — nebenbei bemerkt, bezeichnet Herr Deschler, ihr liebenswürdiger Procurist, den Preis mit 4000 fl. — kann ich nicht insgeheim wegtragen, aber die eine oder die andere jener Bronzen, dieser Paravents mit den herrlichen Kupferstichen, die haben in den modernen, geschmackvollen Damentoiletten, Crinolinen gibt es zwar nicht, aber Glockenröcke, herrlich Platz.

Freilich, diese Kunstwerke, die sich in ihrer individualisirten, verfeinerten Detail-Ausführung dem Einzelgeschmack anschmiegen, sie haben einem derartigen Hause nur den Namen eingetragen, den Namen und nicht die geschäftlich führende Stellung. Das moderne Kunstgewerbe arbeitet nicht für die oberen — statt Zehntausend möchte ich lieber Hundert sagen — es hat auch den breiten, breiten Schichten der Bevölkerung das unveräußerliche Menschenrecht auf Befriedigung des edlen Kunstsinnes, ästhetischer Lust gewährleistet; wenn die Tendenz der Weiterentwicklung der Menschheit eine demokratistrende genannt werden kann, wenn man erfreulicherweise constatirt, daß auch die Vorrechte geläuterten Geschmackes einem kleinen, engen Kreise entzogen worden sind, so ist das nicht zum geringsten Theil das Verdienst des modernen Kunstgewerbes. Das Wort Verdienst hat in diesem Falle doppelte Bedeutung.

Ein interessanter Zug, der in den Novitäten, die Haus Weidman auf den Weihnachtsmarkt wirft, so recht deutlich zum Ausdruck kommt. Es ist wohl die schwierigste Aufgabe des Kunstgewerbetreibenden, der zum hochtragenden Banner der Aesthetik schwört, den allgemeinen Geschmack der Geschmacklosigkeit mit den ewigen Grundsätzen des Schönen zu verjöhnen. Ich kann es nicht anders als krankhaft nennen, wenn das Bestreben hervortritt, das Alte, das Gebrauchte, das Fleckige und — Sie entschuldigen — das Schmutzige künstlich hervorzubringen. Aber das ist der Zug der Zeit — Max Nordau wird es Entartung nennen, wenn am Aluminium durch ein langwieriges Verfahren künstliche Rostflecken gezüchtet werden, wenn das feinste, geschmeidigste Leder, das zu Ehrenadressen dient, es sich gefallen lassen muß, daß nach mühevollen Versuchen endlich Unebenheiten oder täuschend schmutzigschwarze Flecken darauf hervorgebracht werden, fürwahr, ein Ziel, des Schweißes der Edlen werth . . . Wenn man es wenigstens dahin brächte, daß ausgestoßene, glänzende Silbogen am Salonrock, am Smoking den Werth und die Geltung der Patina erlangten, das würde mich mit dieser Strömung des Zeitgeistes einigermaßen versöhnen . . .

Oder sollte in dieser Patinaschwärmerei, die den Fliegenden Blättern die sorglosen, blank putzenden Hausfrauen so nahe legt, dasselbe dusselige, rüschchrittliche Wünschen zu Tage treten, das auch dem politischen Leben unserer Zeit seine Signatur aufdrückt. Es ist etwas überaus Schönes um die blaue Blume der Romantik, nur sind das nicht ihre schönsten Knospen.

Da wird mir im Museum Weidman eine Cassette gezeigt; ein halb Dutzend geheimer Laden und Läbchen. Ist da nicht ein gehörig Stück Gedankenarbeit in den Dienst einer krankhaften modernen Geschmacksrichtung gestellt, die den eisernen Kassen den Krieg erklärt?

Aber das sind Auswüchse. Das Museum Weidman wäre nicht jenes glänzende Lehrbuch der Aesthetik, als das ich es oben bezeichnete, würde es nicht auch manchen Irrweg modernen Kunstsinnes deutlich weisen. st—g.

Indiscret.

Ich schätze Herrn Robert Nhil. Er spielt verständig, thut mit Eifer seine Pflicht und lernt jede Woche zehn Bogen. Auch gibt er sich nett und gemüthlich, ohne die schlimmen Fragen und Posen seines Standes. Aber gewisse Dinge sollte er lassen. Er ist — na, mit Freunden ist man höflich, also sagen wir: er ist indiscret.

Als ich neulich vor der Première des „Märchens" von Arthur Schnitzler in das Café kam, wo man die neuere Literatur zwischen 6 und 7 Uhr macht, war der arme Dichter schon gelisert. Ein Buddhist, der Alles weiß und und sogar noch etwas mehr, erklärte, daß diese erste Vorstellung des Stückes auch sicherlich die letzte sei. Ich wollte begütigen: „Das wird sich doch erst im Theater zeigen!" Aber er berief sich auf Herrn Nhil. Herr Nhil hatte gesagt: „Wenn sich die Wienerinnen das gefallen lassen, darf man ihnen alles bieten."

Ich schätze auch Herrn Secretär Müller. Er ziert das Volkstheater sehr und wirkt mit seinem struppigen Haupte eines Tectelagen ungemein decorativ. Auf der Bühne oben die wiehende Victoria, die sie immer auf alle Oefen stellen, in der Loge das monolich milde Schneeregesicht der Direction und unten in kriegerisch flatternden Locken dieser Johannes den Täufer der Erfolge — ich möchte ja die edle Harmonie nicht stören. Aber er sollte seine Zunge etwas hüten. Er ist leider — na, mit Z. . . n höflich, also sagen wir: er ist indiscret.

Als nach dem zweiten Acte neulich Alles klatschte und den blonden Dichter rief, verkündete der Herr Secretär Müller: „Das nützt ja doch nichts — der dritte Act fällt dennoch durch."

Ich schätze auch die Frau Albertine Schwerdtner. Sie hat den lieblichsten Beruf: sie seufzt in der Burg die Damen. Diese lieben, launischen und süßen Köpferln in der Hand zu haben, muß ein herrliches Geschäft sein. Und sie verdient es köstlich. Nur ist sie leider halt — na, mit Damen ist man höflich, also sagen wir: sie ist indiscret.

Wie ich neulich vor dem „Hannele" bei meinem Friseur bin, der die berühmte Locke dreht, schimpft er gräßlich: „Wie kann man in so ein Stück gehen? Die Frau Schwerdtner hat gesagt: es ist ein Schmarn."

Herr Nhil, Herr Müller und Frau Schwerdtner sind nur ein paar Fälle, die ich gerade aus der Menge greife. Ich könnte die Beispiele häufen. Auch Herr Drost hat in der ganzen Stadt das „Märchen" schon vorher verlesen, und Herr Gabillon hat schon vorher das „Hannele" verdammt. So wird Mode, daß die Schauspieler vor den Premièren Stimmung machen. Diese Sitte reißt immer weiter ein.

Da möchte ich denn doch namens der Dichter erklären: wir fallen schon von selber durch, und wenn es nöthig wäre, sorgen auch die Collegen; die Schauspieler brauchen wir jedenfalls nicht dazu. Man wird ihnen das gute Recht nicht nehmen, ihre Meinung zu haben, und jedes Stück nach ihrem Geschmacke zu richten. Wenn das „Hannele" der Frau Schwerdtner nicht gefällt, so ist das gewiß für Hauptmann sehr traurig, aber es kann da gar nichts thun; er muß halt geschwind was Anderes schreiben; vielleicht glückt es ihm schließlich doch. Aber vor der Première soll die Frau Schwerdtner gefälligst schweigen. Nach der Première werden wir ihre Lehren hören — da kommt es auf etwas weniger oder mehr schon wirklich nicht mehr an.

Meine Herren Directoren, ich will Ihnen was sagen. geliebter Max Eugen Burckhard und verehrter Emerich v. Bukovics! Sie kennen unseren Cassier nicht. Das ist ein herrlicher Mensch. Der hasst Gold auf mich, immer mehr. Nächstens ist die Million voll. Da gebe ich, weil ich ja dennoch eine edle Natur bin, Ihnen dann ein großes Souper. Alles prächtig geschmückt, Blumen, Licht und Damen. Aber wenn Sie sich setzen und schmausen möchten, kommt mein Koch und spricht: „Meine Herrschaften, ich bin der Koch. Meine Kunst ist unvergleichlich. Aber schmecken wird es Ihnen doch nicht. Es kann Ihnen nicht schmecken. Die Bereitung ist trefflich, aber mein Herr hat lauter elende Sachen gekauft. Der Hase ist ein Vater und das Rind ist ein Pferd. Ich bin groß, aber mein Herr ist ein Esel. Schimpfen Sie nur ordentlich, daß er sich endlich besserl!" Ich bin neugierig, was Sie dann thun. Ich glaube, Sie nähmen mich vertraulich bei der Hand und sagen mir: „Mein lieber Freund, es ist bei Ihnen sehr hübsch! Ich danke Ihnen. Aber nehmen Sie Ihren Koch ein bischen bei den Ohren!"

Meine Herren Directoren, ich kann nur sagen: „Es ist bei Ihnen sehr hübsch! Ich danke Ihnen. Aber nehmen Sie Ihre Köche ein Mal ein bischen bei den Ohren!"

Mepherl.

[Hof- und Personal-Nachrichten.] Wie uns aus Prag telegraphirt wird, ist Erzherzog Franz Ferdinand zur Jagd in Telschen als Gast des Statthalters angelangt und wurde im Bahnhof von demselben empfangen. — Der niederländische Minister-Resident in Bukarest M. v. Wende ist gestern Abends aus Bukarest hier eingetroffen. — Der kaiserlich deutsche Oberstallmeister Graf Ernst Wedell ist heute von hier nach Berlin zurückgekehrt. — Herrenhausmitglied Johann Graf Mergn ist heute hier angekommen und im „Hotel Bristol" abgestiegen. — Das Befinden des kranken Oberbaurathes Baron Hasenauer, welcher diese Woche einen neuerlichen Herzkrampfanfall erlitt, hat sich wieder gebessert. Erzherzog Karl Ludwig und viele Andere ließen Erkundigungen über das Befinden des Patienten einholen. — Gestorben sind gestern: der Oberstlieutenant d. R. Hugo Fast, der Official der Nordwestbahn Richard Werner im 47. Lebensjahre und der Oberingenieur der Nordwestbahn Herr Martin Pelz im 54. Lebensjahre; heute Früh um 8 Uhr die Hofrathsgattin Friederike Mayer Freifrau v. Mayrau, geborne Panzer, Schwiegermutter des Obersten Rudolf Pfisterer v. Aufhof.

[Erzherzog Otto.] Aus Odenburg wird uns gemeldet: Das Befinden des Erzherzogs Otto ist befriedigend. Wundfieber ist keines vorhanden. Es werden keine Bulletins ausgegeben. — Einer unserer Wiener Berichterstatter meldet uns: Erzherzog Otto hatte mit Ausnahme seines jüngeren Bruders Ferdinand Niemanden sonst von dem ihm zugestoßenen Unfalle in Kenntniß gesetzt. Das Telegramm traf hier zu einer Zeit ein, wo der Vater des Erzherzogs, Erzherzog Karl Ludwig, welcher seit vorgestern (Donnerstag) hier weilte, bereits wieder in die Villa Wartholz nach Reichenau zurückgekehrt war. Wäre die Kugel nur noch einige Linien tiefer eingedrungen, so hätte sie unbedingt den Oberarmknochen verletzt. — Erzherzogin Maria Josefa, Gemalin des Erzherzogs, welche mit ihrem siebenjährigen Söhnchen gleichfalls in Oedenburg weilt, wurde erst nachträglich, nachdem Alles vorüber war, von dem dem Erzherzog zugestoßenen Unfalle in Kenntniß gesetzt.

[Feldmarschall-Lieutenant Albori.] Aus dem Leben des zum Adlatus des Wiener Corps-Commandanten ernannten Feldmarschall-Lieutenants Albori wäre noch eine Episode zu erwähnen, die ihrerzeit viel von sich reden machte, heute aber so gut wie vergessen ist. Im Jahre 1870/71 wohnte der damalige Major Albori dem Winterfeldzug in Frankreich im Hauptquartier des Generals Chanzy bei und verweilte auch wiederholt in Tours bei Gambetta und Freycinet, den thatsächlichen Chefs der damaligen Kriegsverwaltung. Als Oberstlieutenant hat Albori auch den unglücklichen türkischen Feldzug gegen die Montenegriner 1876/77 mitgemacht, diesen letzteren in officieller Eigenschaft, während er bei der französischen Loire-Armee „nur in der Eigenschaft eines beurlaubten Officiers erschien, der seine Studien machte".

[Neue Militär-Attachés.] Der Kaiser hat den Hauptmann erster Classe Wladimir Freiherrn Giesl v. Gieslingen zum Militär-Attaché bei der k. und k. Botschaft in Constantinopel und den Hauptmann erster Classe Josef Grafen Stürgkh zum Militär-Attaché bei der k. und k. Botschaft in Bukarest ernannt. Der bis[illegible] -Attaché bei der [illegible] Botschaft in Bukarest, Major [illegible] Karl Huyn, wurde von seinem Posten enthoben.

[Gemeinderath Ferdinand Mayer †.] Heute Morgens ist Gemeinderath Ferdinand Mayer plötzlich gestorben. Mayer gehörte dem Gemeinderathe seit dem Jahre 1874 an und wurde vom dritten Wahlkörper des Bezirkes Mariahilf in den Gemeinderath entsendet. Früher war Mayer Mitglied der demokratischen Partei, schloß sich aber später der antiliberalen Fraction an. Der Verstorbene war übrigens ein Mann von gemäßigten Ansichten und einer der fleißigsten Besucher der Gemeinderathssitzungen. Der Verstorbene war schon längere Zeit leidend, aber bis in die jüngste Zeit seinen Pflichten als Stadtvertreter nachgekommen.

[Generalgouverneur Graf Gurko.] Nach einer uns aus Bosnien zugehenden Meldung [illegible] Generalgouverneur Graf Gurko nunmehr, wie die behandelnden Aerzte versichern, außer Gefahr. Er wird jedoch noch eine Zeitlang strengster Ruhe und Schonung bedürfen.

[Der Brief an das Christkindl.] Die beiden jungen Damen, die dort auf dem Sofa aneinandergeschmiegt saßen, hatten offenbar sehr wichtige Dinge zu besprechen. Denn im Flüstertone hatte die Conversation begonnen und hatte sich denn accelerando und crescendo allmälig zu einem ziemlich lebhaften und erregten Dialog entwickelt. Auf der einen Seite eindringliches Zureden — das war Fräulein Melanie B. — auf der anderen von lautem Schluchzen unterbrochenes Sträuben — das war Fräulein Gabriele M., die Tochter des Hauses. „Nie und nimmermehr! So weit werde ich meinen Stolz nicht vergessen. Soll ich vielleicht um seine Liebe betteln? Wenn er nicht Augen hat zu sehen, so ist das nur ein Beweis dafür, daß ihm nichts an mir liegt. Das kann ich übrigens schon daran erkennen, daß er immerfort hinter Frau R—b her ist, hinter der koketten Person. Nein, das erlebt er nicht." Sie hatte sich so in Eifer geredet, daß sie gar nicht bemerkte, wie ihr Schwesterchen, die kleine Ida, die im Erker auf dem weißen Bärenfell eingeschlummert war, sich rückte und pfiffig vor sich hinblinzelte. Eine halbe Stunde später saß Ida im Kinderzimmer und malte auf ein Blatt, das offenbar aus einem Schulheft herausgerissen war, mit größtem Eifer und gewaltiger Tintenverschwendung große Buchstaben. Da kam gerade Vetter Gustav, der Papas Buchhalter war und vielleicht sein Compagnon werden konnte, wenn — ja, wenn er nicht der schwarze Böswicht wäre, von dem eben im Salon die Rede war. „Was thust du da, Kind?" „Ich schreibe einen Brief." Dabei machte sie gerade unter die Unterschrift einen großen Klecks als Schlußpunkt. „Geh, Gustav, schreib' mir die Adresse!" „Mit Vergnügen, an wen geht's denn?" „Schreib nur: Wohlgebornen Christkindel — ja, wie soll man eigentlich schreiben? Am Hof oder im Himmel?" „Natürlich im Himmel!" „Also gut. Aber Gustav, du mußt mir noch einen Gefallen thun. Borg mir fünf Kreuzer!" „Aha, für die Marke! Schon wieder Alles vernascht? Na gib nur her, ich werde den Brief schon ins Kastel werfen!" „Du Gustav, aber nicht vergessen!" Er lachte und ging. Draußen aber faltete er das Briefchen auseinander — der vorwitzige Mensch! — und las: „Liebes Krittkintl! sei so gut und schenk doch der Gabi zu Weihnachten den Gustav. Sie hat in so ein Ding und er is so grausslich mit ihr. Und sag im, die Gabi ist tausendmal schöner als die Frau R—b; die hat neilich bei uns ire halbe Frisur verloren und dan kan sie ihre Zähne aus dem Mund heraus nemen und die von der Gabi sind festgewachsen. Und vergiß aus nicht auf deine Ida!" — „So steht die Geschichte?" rief Gustav aus. „Das hätte ich früher wissen sollen." Und stracks steckte er den Christkindelbrief in die Rocktasche und rannte eiligst in den Salon. — Die gute Ida hat darauf einen sehr großen Aerger. Als sie in den Salon trat, stand der Gustav, der kecke Mensch, da und hielt die Gabi im Arme. „Aber, Gustav, was fällt dir ein?" platzte sie heraus. „Aber, Jochen, ist dir denn das nicht recht, daß ich die Gabi liebhabe?" — „Ja, aber was wird denn das Christkindl sagen? Das wird ganz böse, daß ich's zum Narren gehalten habe." — „Ah! Du meinst wegen des Briefes?" — Jetzt machte sie aber ein ganz empörtes Gesicht. „Du hast ihn am Ende gar gelesen?" — Er gestand lachend ein. „Nein, die Gabi hat wirklich recht. Du bist ein abscheulicher Mensch. Jetzt kann ich wieder etwas Anderes wünschen" — es klang ganz weinerlich — „und noch einmal so einen langen, großen Brief schreiben." — Und sie lief schnellend aus dem Zimmer.

[Der fünfte Deutsch-Österreichische Mittelschultag.] Vom dem Geschäftsführer des „Deutsch-österreichischen Mittelschultages", Herrn Professor Feodor Hoppe in Wien, erhalten wir die Mittheilung, daß der fünfte Mittelschultag gemäß dem gefaßten Beschlusse von 1892 in der Osterwoche 1894 in Wien abgehalten werden wird. Der fünfte Mittelschultag wird dieselben Tendenzen verfolgen, wie sein Vorgänger, und die Geschäftsleitung stellt daher an die Collegen das Ersuchen, durch Anmeldung von Vorträgen, beziehungsweise Uebernahme von Discussionsthemen die Zwecke und Ziele des Mittelschultages zu fördern. Anmeldungen werden bis Neujahr 1894 an die Geschäftsleitung erbeten, und im Interesse der Sache ersucht man, zugleich die etwa aus dem Vortrage abzuleitenden Thesen oder das Ergebniß des Vortrages in bündiger Form bekanntgeben zu wollen.

[Seine Excellenz hat das Wort.] Es gibt Leute, welche das Wort: „Dum delirant reges plectuntur Achivi" so ins Deutsche übersetzen: Wenn Minister reden, müssen die Völker neue Steuern zahlen; weil nämlich der Minister hauptsächlich dann spricht, wenn er etwas durchtesen will. Von diesem Standpunkt betrachtet, wären die ungsfährlichsten Minister, diejenigen, welche am wenigsten reden. Ob man nun dieser Ansicht im Allgemeinen beipflichten will oder nicht, die eine Thatsache, daß unter den Mitgliedern des Coalitions-Ministeriums bis jetzt Graf Welsersheimb am meisten gesprochen hat, und die Völker Oesterreichs ihm die — Landwehrnovelle verdanken, steht jedenfalls mit dieser Anschauung im Einklang. Vielleicht könnte man zur Beruhigung derselben noch anführen, daß derjenige Minister des neuen Ministeriums, der nach dem Landesvertheidigungsminister bis jetzt am meisten zu Worte kam, nämlich Marquis v. Bacquehem, die unangenehme Aufgabe hatte, den — Ausnahmszustand zu vertreten. Hingegen hatte — und das scheint den obenangeführten pessimistischen Laieinern zu widersprechen — Finanzminister Dr. v. Plener noch nicht viel Gelegenheit gehabt, seine frühere Beliebtheit als Redner zu gefährden; er sprach heute für die Nothstandsvorlage, und das ist ein Thema, das sogar einen geldforderndem Minister sympathisch erscheinen lassen kann; freilich, einem Finanzminister wird es mit der Zeit in der Regel schwer, sich unter den gern gehörten Rednern zu behaupten. Verhältnißmäßig viel geredet hat auch schon Graf Wurmbrand; er war ja auch als Abgeordneter ein oft und viel gehörter Redner. Aber zu beurtheilen, ob seine Abgeordnetenreden oder seine ministeriellen Kundiationen uns lieber sind, [illegible] ist [illegible] oder Gott sei Dank? — noch keine Gelegenheit. Fürst Windischgrätz zählt noch nicht als Redner des neuen Cabinets; seine Programmrede war ja nicht seine Meinungsäußerung, sondern die des Gesammtministeriums, das Motto, das gleich hinter dem Titel steht. Graf Falkenhayn war auch im früheren Ministerium der größte Schweiger unter